Geschäftsstelle und Anzeigen-Annahme
Marzellenstraße 37, im Neubau.

Anzeigen-Preis: 15 Pfg. die einspaltige Zeile. — Bevorzugt verlangte Anzeigen (erste und letzte Seite) 20% höher. — Kölner Stellen- und Arbeits-Gesuche, sowie Miet-Anzeigen für kleine Wohnungen bis zu 10 Zeilen bei Vorausbezahlung 8 Pfg. die Zeile. Offerten-Annahme 25 Pfg. Reklamen 40 Pfg.

Wird täglich in jedes Haus von Köln sowie in Deutz und fast allen Vororten unentgeltlich getragen. Für Stockwerke und Hinterhäuser mit Sonntags-Beilage 30 Pfg. monatlich.

Kölner Local-Anzeiger

General-Anzeiger für die rheinische Hauptstadt und Fremdenblatt.

Nr. 42. (Colonia.) Sonntags-Beilage. Sonntag, 20. October 1901.

Viktor.

Humoreske von Valentin Traudt. *)

Ich weiß nicht mehr weshalb, aber wegen irgend einer Alltagsgeschichte hatte ich mich mit meinem Onkel in Frankfurt überworfen, und bis nach meiner Verheiratung war nie mehr ein Brief von mir in die schöne Mainstadt gekommen, obgleich ich während meiner Gymnasialzeit so oft meine langen Stelzen unter seinen Tisch gestreckt und meinen Riesenhunger mit den Butterbroten meiner Cousine bezwungen hatte.

Nun waren Jahre dahingegangen. Das Cousinchen hatte gewiß einen echten, soliden, schlichten Hausbürger zum Manne genommen — treu, still, geduldig, der seine geheimen Sorgen allabendlich einmal über die Mainbrücke spazieren trägt und dann befriedigt heimkommt.

Nach langer Irrfahrt hatte auch ich eine Lebensgefährtin gefunden und führte in einem Landstädtchen ein behagliches Dasein.

„Du hast doch Verwandte in Frankfurt?" fragte meine Frau bald nach unserer Hochzeit eines Abends und legte ihren Strickstrumpf auf den Tisch.

„Ja."

„Es wäre doch schön, wenn wir uns näher ständen, wenn wir uns kennen lernten."

Meine Frau war eben ein gutes Herz mit ausgeprägtem Familiensinn. Bisher hatte ich es nicht für nötig gehalten, ihr von den „Frankfurtern" zu erzählen, da ich die Leutchen nur als Alltäglichkeiten einschätzte. Meine Cousine kannte ich als rastlose Wirtschafterin, und ihr Mann war höchstenfalls eine von jenen einfachen Seelen, wie sie die engen Handwerkergassen der großen Städte noch hervorbringen. Sie schätzen ihr Glück nur nach der Menge Brot ein, welche aufgezehrt wird, und es ist ihre höchste Freude, wenn es der Frau und den Kindern „schmeckt".

Auf solche Verwandtschaft konnte man denn doch verzichten — und ich schwieg.

Aber meine Frau fuhr fort: „Man könnte sie doch einmal einladen?"

„So gewöhnliche Leute?"

„Thut doch nichts!" eiferte sie. „Müssen denn alle Verwandten Millionäre, Barone oder Professoren sein? Das wäre doch langweilig. Die meinen sind es auch nicht."

„Aber die Frankfurter? Ich weiß gar nicht mehr, wo sie wohnen."

Doch es half nichts, ich mußte schreiben.

„Aber bald!"

„Morgen, mein Schatz."

Jetzt erst nickte sie befriedigt, nahm den Strickstrumpf wieder zur Hand und fing mit vielem Bedacht die Ferse an, während ich von meinem Onkel und seinen Sonderlichkeiten erzählte.

Auf mein Schreiben aber kam ein tüchtiger Absagebrief. Er lautete:

Frankfurt, 15.Nov.1899.

Mein lieber Heinrich!

Man redet viel vom papiernen Zeitalter. Dir scheinen deine Verwandten aber nicht „teuer" genug zu sein, um in reichlich zehn Jahren an sie nur einen Bogen zu hängen? Trotz alledem bist du in unserem Hause bekannt, und ich habe den Kindern oft von dir erzählt, wie du so gewandt an unsere Trauben und an Nachbars Aepfel gelangen konntest, wie du dem alten Schuster Hilker — weißt du noch? — eine Katze in das Eichhornhäuschen setztest und wie du so schöne Festungen machen konntest. Du hast dich so wenig um uns bekümmert, daß du nicht wissen kannst, daß uns ein reicher Kindersegen das kostspielige Reisen verbietet. Da ist zunächst Karl. Eigentlich solltest du ja Pate werden; aber der Brief kam als unbestellbar zurück. Dann kommen Frieda, Anna, Maria. Wir haben also reichlich unsere Last; doch die Kinder gedeihen, Gott sei Dank. Seit wir nun den kleinen Viktor noch haben, will der Jubel kein Ende nehmen. Wir haben ihn erst vorige Woche bekommen und die Kinder schleppen ihn den ganzen Tag umher.

Seit du verheiratet bist, ist wenigstens etwas Gutes an dir: deine Frau. Die hat doch noch ein Herz. Grüße sie vielmals. Mein Mann hat gar keine Zeit und läßt euch viel Gutes wünschen. Schreiben thut er nie. Hoffentlich lerne ich deine liebe Frau später einmal kennen. Mit herzlichen Grüßen Elisabeth.

Nachschrift. Eben hat Viktor seine Milch in die Küche geschüttet und die Trabanten hauen auf ihn ein.

Wieder sitze ich in traulichem Gespräch bei meinem Frauchen. Die schwarzen Strümpfe sind längst fertig und die Stricknadeln huschen durch graue Maschen.

„Ich sagte dir ja, es sind richtige Durchschnittsmenschen. Ich kann mir das schon denken: er arbeitet den ganzen Tag wie ein Lastochse, liest nichts, denkt nichts, ißt, trinkt, schläft und arbeitet wieder. Vielleicht gönnt er sich noch nicht einmal einen Schoppen! Und dann diese altmodische Auffassung: Viel' Kinder, viel' Segen! Und diese Erziehung . . . freilich, bei Fünfen!"

Mein Weibchen ließ bei meinen erregten Worten die Hände in den Schoß fallen und sah mich mit ihren großen Augen so mild an als es gewiß nur ging.

„Ich will dir was sagen, Heinrich, du kamst deiner Cousine mit dem Briefe gerade zur unpassendsten Zeit. Der kleine Viktor ist erst seit voriger Woche da . . ."

„Und ich möchte wirklich mal wissen, wer in aller Welt Pate ist! . . . Viktor? Viktor? Ich kenne keinen in der ganzen Freundschaft."

„Na, na, Frankfurt ist groß, und du hast dich ja auch nie um deine Verwandten gekümmert. Aber ich dachte, am Ende ist das Kind noch gar nicht getauft — es sind ja erst acht Tage — und das mit dem Viktor ist nur eine Ausflucht. Sie wollen jetzt nach unserem ersten Brief nicht gleich mit so 'was kommen. Ich meine, biete dich doch an!"

„Es muß eine gräßlich starke Rasse sein, daß er schon Milch umschüttet," sage ich ausweichend.

Sie lächelt. „Ach, das ist zu begreifen, daß deine Cousine den Kleinen aufpäppelt . . . bei Fünfen! Da ist gewiß das Fläschchen aus dem Wagen gefallen, und das hat dann natürlich der Bub gethan. So sind nun mal die Mütter."

„Und die anderen Blagen hauen dann den Wurm. Das muß man sich nur vorstellen!"

„Ach, gewiß die Kleinsten nur . . . in ihrer Unvernunft, in einer Art angeborener Reinlichkeit und Ordnungsliebe . . ."

„Wie du das drehen kannst!"

„Thue einmal, was ich dir sagte, schreibe!"

Ich willfahre ihrem Wunsche, schreibe einen stundenlangen Brief und biete mich ergeben als Paten an.

Wir warten nun von Tag zu Tag darauf, wie sich Frankfurt dazu stellt. Sie schienen sich das aber lange zu überlegen.

„Weißt du, einfache Leute sind mir viel lieber als die mit dem ewigen Gethue und »Gestatten Sie? . . . Verzeihen Sie! . . . Bitte, bitte!«"

Meine Frau, die Tochter eines Landarztes, dessen Praxis ich übernommen hatte, war ganz schlicht erzogen, begoß selbst ihre Wäsche, steckte mit der Magd Kartoffeln und war doch in der nächsten Viertelstunde wieder aufgelegt, ein Schubertsches Lied zu singen.

„Aeußerlichkeiten machen nicht den Ton!" war ihr Wort. Die Antwort, welche ich von Frankfurt erhielt, schien doch ihr Gleichgewicht etwas zu erschüttern; denn ich bemerkte, als die Sache wieder verhandelt wurde, ein eigenartiges Zucken um ihre Mundwinkel. Der Brief lautete:

Frankfurt, 16. Dezember 1899.

Lieber Heinrich!

Ich finde es sehr spassig, daß du bei unserem Aeltesten — einem prächtigen Jungen, der dir Freude machte — nicht Pate werden konntest oder wolltest (letzteres nehme ich nur in schlechtester Laune an) und nun bei Viktor zugreifst. Da ist aber nichts zu machen. Wir können ihn nicht umtaufen. Dir selbst kann auch wenig daran liegen; außerdem wäre es unpassend, und wir machten uns lächerlich. Jetzt, wo der Kerl größer ist, solltest du die Freude der anderen sehen! Deine Frau hätte die Räuberbande gewiß auch bald lieb gewonnen. Es sind zu süße Kinder. Kommt ihr doch bald einmal. Gegenwärtig große Wäsche und wenig Zeit.

Viele Grüße von allen an alle
Euere Elisabeth.

Nachschrift. Viktor hat in die Seife gebissen und heult wie ein Schloßhund.

„Das sind nicht immer die schlechtesten Frauen, welche so kurze Briefe schreiben," erklärte meine Eheliebste, als ich ihr das kurze Schriftstück vorlas. „Wunderbar ist es allerdings." Wie sie das sagte!

„Aber daß mein Name unpassend wäre, ist doch eine Erzgrobheit! Ueberhaupt, wenn ich den Brief mit den kurzen Sätzen so lese, stelle ich mir stets ein Paar rote aufgesprungene Wühlhände vor, die stets mit der Reibbürste und dem Putztuche herumfahren müssen."

„Wenn man große Wäsche und fünf Kinder hat! Wir haben keine Kinder und immer nur kleine Wäsche, und du brummst doch. Ja, du brummst, und die Sache geht dich doch eigentlich nichts an."

„Also bin ich abgefahren!" Der Brief fliegt in die Ecke. „Lebensart hat eben die Elisabeth nicht. Und der Junge beißt in die Seife! Dazwischen zu stecken! Da einen Besuch zu machen? Wahnsinn!"

„Aber die Reise nach Frankfurt läßt sich doch überlegen."

„Vorläufig denke ich nicht daran. Die Blagen mögen erst groß sein."

Thatsächlich war auch lange Zeit keine Rede mehr von den Frankfurtern. Meine Frau schien gleichfalls etwas verstimmt zu sein; auf der anderen Seite aber doch auch belustigt, und gerade das empörte mich. So mochten vielleicht acht Monate vorüber sein, als sich meine Cousine wieder meldete, obgleich ich gar nichts hatte verlauten lassen.

Frankfurt, den 1. August 1900.

Lieber Heinrich!

Meister Langbein hat uns ein Töchterchen gebracht, und wir bitten deine liebe Frau, doch gütigst Patin zu werden. Es geht uns allen recht gut, auch dem Kleinen. Die anderen Kinder machen sich nicht viel aus dem Püppchen, der Viktor — sie nennen ihn Vikes — ist ihr Ein und Alles. Es läßt sich etwas mit ihm anfangen, und das paßt der schlechten Bande.

Du könntest ja deine Frau begleiten, daß man dich auch wieder einmal zu sehen bekäme. Mein Mann steckt stets in der Arbeit. Bei fünf Kindern ist das nicht zu verwundern.

Schreibt bald und kommt doch ja.

Viele herzliche Grüße Elisabeth.

Meine Frau war durchaus nicht verwundert. Sie lachte bloß ihr herzigstes Lachen. „Der erste Sitz im Himmel," sagte sie; „ich nehme natürlich das Patchen an."

„Aber ein starkes Stück! In der kurzen Zeit den Viktor und nun ein Mädchen! Und dann schreibt sie auch noch von Fünfen? Sechs sind doch noch nicht gerade so viele, daß man sich verzählen kann! Oder ist eins gestorben? So etwas! Eine glückliche Familie, das muß ich am Rande anstreichen. Und das sind meine Verwandten!"

Erregt lief ich dabei auf und ab und fuchtelte mit dem Taschentuche durch die Luft.

„Schreibe nur sofort, daß wir kommen."

„Ich dachte das Gegenteil zu hören. Solche Leute muß man auch noch unterstützen!?"

„Solche Leute? Geh doch, es ist ja deiner Mutter Brudeskind, die mich zur Patin bittet. Den Viktor hättest du doch auch genommen?" — sie lachte wieder — „na, da bleibt sich das doch egal. Das Mädel kann mir am Ende später mehr nützen als dir der entgangene Viktor."

„Hm, hm, es war doch ein Junge."

Meine Frau sagt gar nichts mehr. Ich muß mich beugen und mitfahren.

Am Bahnhofe empfängt uns die ganze Familie in festlichem Staate. Nur das Jüngste und Viktor und der Mann sind nicht dabei. Ich vermutete aber Viktor in einem Kinderwagen vor dem Bahnhofseingang. Die Kinder fassen natürlich gleich Onkel und Tante an, und es geht fröhlich stadtwärts. Ich erkundige mich nach Viktor.

„Vittes hot Wust fesse!" erklärte mir das kleine Aennchen. Ich sehe mir das lachende runde Gesichtchen an. Ein schönes Kind, denke ich, aber ihren Ausdrücken nach eine nette Pflanze!

„Jetzt schon?" frage ich ganz ernst, als ob ein Erwachsener neben mir ginge. „Er ist doch erst dreiviertel Jahr alt?"

Elisabeth hört es nicht. Sie spricht eifrig mit meiner Frau.

„Vittes beißt aach!"

„So? Ist wohl recht unartig?"

„Läßt sich net mehr tage, Ontel."

Das süße Stimmchen gefällt mir ausnehmend. Die andern Kinder gehen hinter mir, seit es ihnen gelungen, uns das Reisegepäck abzunehmen. Sie sind voller Lust und Freude.

„Und da hab' ich dem Vikes uff's Maul gehaue," höre ich auf einmal den Aeltesten prahlerisch erzählen.

Eine feine Gesellschaft! denke ich. Schlagen die Wiegenwürmcher.

Als wir nun endlich in der Wohnung angekommen sind, bringt uns die glückliche Mutter das kleine Mädchen. Es war ein reizendes Kindchen, und meine Frau war darüber ganz weg.

„Wo ist aber Viktor?" frage ich. „Ich möchte den Bengel doch auch mal sehen."

„Der wird wieder unter dem Bett sein," erwidert Elisabeth, als ob sich das von selbst verstände.

„Unter dem Bett? Was hast du eigentlich für einen Haushalt? Nimm mir das nicht übel."

Aber da lacht sie mir kühn ins Gesicht, und meine Frau lacht auch. Ich fühle, wie mir die Zornesröte in die Schläfe steigt.

„Ei natürlich, Heinrich."

Was sollte ich nun thun? Ich bücke mich, um den Bodenrutscher unter dem Bett hervorzuziehen. Aber da fährt mir ein kleiner Kläffer ins Gesicht.

„Vittes, Vittes deh doch! Es ist jo der Ontel." Aennchen steht neben mir.

„Ist das der Viktor?" frage ich gedehnt.

„Ja, wer denn sonst?" entgegnet Elisabeth.

„So geht es, wenn man seine Verwandten ganz vergißt," meinte meine Frau; „entweder man selbst oder sie können auf den Hund kommen, und kein Mensch weiß es."

„Aber den Paten hebt ihr mir auf, Elisabeth!" sage ich und reiche ihr die Hand.

Dann ging sie in die Küche und schickte Karl weg nach Bier und schnitt Brot zum Vesper.

*) Abdruck ist nicht gestattet. Gesetz vom 11.Juni70, §§ 7 u. 10. D. Red.

Aus Westdeutschland.

a **Aachen,** 16.Okt.1901. Die anonymen Briefe der Frau des Notars van Holtum aus Geilenkirchen beschäftigten in den letzten Tagen von neuem die Strafkammer des hiesigen Landgerichts. Im November 1899 wurde in der Gegend von Geilenkirchen der Gendarm Schmitt bei der Suche nach Wilderern von diesen erschossen. Die Frau van Holtum, die mit dem Baron de Failly-Goldstein auf

Schloß Breyel verfeindet war, ließ nun durch ihr Dienstmädchen an diesen, dessen Frau und den Landrat v. Wrede beleidigende Briefe schreiben. Dem Baron de Failly warf sie vor, er sei der Mörder des Gendarmen Schmitt. Zu gleicher Zeit sandte sie, was sie bereits früher gethan hatte, Eingaben gegen den Landrat und den Baron de Failly an alle möglichen Behörden. Da diese Eingaben nicht, wie die Briefe, anonym gehalten waren, lenkte sich der Verdacht der Urheberschaft an den anonymen Briefen sehr bald auf die Frau van Holtum, die denn auch ein Geständnis ablegte. Die Strafkammer hat deshalb s. Z. gegen Frau van Holtum auf eine Geldstrafe von 700 M. erkannt. Auf die Revision der Angeklagten, die in den anonymen direkt an den Beschuldigten gerichteten Briefen keine verleumderische Beleidigung sehen wollte, hob das Reichsgericht dieses Urteil auf mit der Forderung einer Trennung des § 185 und 186 im Urteil. Die Strafkammer hatte sich infolgedessen von neuem mit der Sache zu befassen. Nach einer sehr umfangreichen Beweisaufnahme verurteilte das Gericht heute Abend die Angeklagte zu einer Geldstrafe von 300 M.

(?) **Heinsberg,** 14.Okt.1901. Ein Radfahrer stieß auf dem Wege nach Oberbruch mit seinem Fahrrad so stark gegen einen Karrenbaum, daß ihm die Brust eingedrückt wurde. Der Tod trat sofort ein.

[?] **M.-Gladbach,** 14.Okt.1901. Das im vergangenen Jahre von dem verstorbenen Fräulein Gueury gemachte Testament, wodurch die Stadt M.-Gladbach als Universalerbin eingesetzt wird mit der Verpflichtung, eine Lungenheilstätte zu errichten, war von bereits mit Legaten bedachten Verwandten der Verstorbenen angefochten worden. Die Stiftung hat nunmehr die allerhöchste Genehmigung erhalten und die Ansprüche der verschiedenen Erben sind dadurch abgewiesen worden. Die Stadt M.-Gladbach erhält aus diesem Vermächtnisse die Summe von 765 810 M.

X **Vom Hunsrück,** 16.Okt.1901. Der Bau der Eisenbahn von Simmern nach Castellaun ist fertig; die Eröffnung des Betriebes wird voraussichtlich am 1. November stattfinden. Am Sonntag den 27. Oktober soll ein kleines Einweihungsfest veranstaltet werden.

-g **Duisburg,** 14.Okt.1901. Heute Morgen versuchte in der Klostergasse ein Drehorgelspieler seine Frau zu erschießen. Auf den Hilferuf der Frau, die sich in ein Zimmer eingeschlossen hatte, eilten mehrere Nachbarn herbei und veranlaßten die Festnahme des Wüterichs.

-g **Duisburg,** 17.Okt.1901. Auf der Heerstraße stürzte in einem unbewachten Augenblicke heute Nachmittag ein kleines Kind aus dem Fenster auf die Straße. Es erlitt so schwere Verletzungen, daß es in wenigen Minuten starb.

ß **Elberfeld,** 14.Okt.1901. Ein Unterprimaner der Barmer Oberrealschule, der, wie wir seiner Zeit meldeten, seit dem 12. Sept. d. J. vermißt wurde, ist jetzt als Leiche im Osterholz bei Vohwinkel aufgefunden worden. Der unglückliche junge Mann hat seinem Leben durch Erhängen ein jähes Ende bereitet.

ß **Elberfeld,** 15.Okt.1901. Ein trauriger Unglücksfall hat die Familie eines hier wohnenden Rentners in tiefes Leid versetzt. Gestern gegen Mittag befand sich der 90 Jahre alte Herr auf dem Altenmarkte, als plötzlich das Pferd eines Kartoffelhändlers scheute und in rasendem Galopp die Döppersberger Brücke hinunterrannte. Während sich die zahlreichen Passanten retten konnten, gelang das dem alten Manne nicht. Er wurde von dem Pferde überrannt. Seine Verletzungen waren derart, daß er im Laufe des Tages starb.

γ **Emmerich,** 17.Okt.1901. Eine schreckliche Behandlung ließ ein Einwohner von Hüthum seiner sechsundachtzigjährigen Mutter zu teil werden. Als gestern Nachmittag der Gendarm dort zum Zwecke der Viehkontrolle den Stall betrat, bemerkte er in einer Ecke einen Verschlag, an dem keinerlei Lichtöffnung und nur eine von außen zu öffnende Thür angebracht war. In dieser, mit einer dumpfen Stickluft angefüllten Zelle, die voll von Unrat und Ungeziefer war, lag auf einem Bette die alte Frau. Wie lange sie schon in dem dunkelen Loche zugebracht hat, wird wohl die Untersuchung lehren.

k **Essen,** 13.Okt.1901. Infolge der in den Zeitungen erschienenen Aufforderung melden sich zahlreiche Arbeiterfamilien aus Ost- und Westpreußen, um in ihre Heimat zurückbefördert zu werden, weil sich ihnen hier kein ausreichendes Verdienst mehr bietet. Während der erste Transport nur 35 Köpfe zählte, wies der zweite bereits 230 auf, und für den in Kürze erfolgenden dritten Transport liegen schon wieder Meldungen vor. Den nach dem Osten zurückkehrenden Arbeiterfamilien wird freie Reise und freie Beförderung des Umzugsgutes gewährt, wenn sie sich verpflichten, mindestens zwei Jahre dort zu bleiben.

♂ **Caternberg** bei Essen, 13.Okt.1901. Die Typhusepidemie ist in hiesiger Gemeinde leider noch nicht in der Abnahme, da täglich noch neue Fälle (bis heute 53) angemeldet werden und außerdem noch manche Typhusverdächtige krank darniederliegen. Wenn man die Ursache der Erkrankungen der Wasserleitung nicht zuschreiben will unter der Begründung, daß man bei vielfachen Untersuchungen des Wassers Typhusbacillen nicht gefunden habe, so bietet gerade die Gemeinde Caternberg den besten Indicienbeweis, daß die Wasserleitung dennoch die Epidemie veranlaßt hat. Die hiesige Gemeinde besteht zum größten Teile aus Bergmannskolonieen der Zeche Zollverein, in welchen es mit Ausnahme der Kolonie 3 keine Wasserleitung, sondern Pumpen giebt. In diesen Kolonieen ist der Typhus nicht vorhanden, der einzige dort erkrankte Bergmann hat nachweislich auf der Zeche wiederholt aus der Wasserleitung getrunken. In der Kolonie 3 dagegen liegt fast in jedem Hause einer oder mehrere Kranke. Sämtliche Typhuskranke stammen aus solchen Häusern, in welchen die Leitung der einzige Wasserspender ist. Ebenso ist in den unmittelbar benachbarten Gemeinden, welche andere Zuleitungsrohre haben, die Seuche nicht ausgebrochen.

β **Caternberg,** 17.Okt.1901. Bis heute sind 64 Typhuskranke offiziell angemeldet. Glücklicherweise sind bisher erst zwei davon gestorben, während allerdings noch manche sehr bedenklich erkrankt sind.

u **Bochum,** 17.Okt.1901. Vor dem hiesigen Schwurgerichte hatte sich heute der Gerichtsvollzieher Naujoks von hier zu verantworten, dem zur Last gelegt wurde, im Jahre 1901 Gelder im Betrage von wenigstens 25000 M., die er in amtlicher Eigenschaft empfangen oder in Gewahrsam hatte, sich rechtswidrig zugeeignet und in Beziehung darauf die zur Eintragung oder Kontrolle bestimmten Bücher oder Register gefälscht zu haben. Der Angeklagte, welcher ein Jahreseinkommen von 9000 M. hatte, geriet Anfang dieses Jahres in eine Spielhölle, deren Opfer er wurde. Er verlor dort an einzelnen Abenden Beträge von 500 bis 2500 M., die er aus Unterschlagungen amtlicher Gelder zu decken suchte. So brachte er aus einer Konkursmasse 6000, aus einer Zwangsvollstreckung gegen die Gewerkschaft Hannibal 10 000 M. an sich. Die Geschworenen sprachen den Angeklagten unter Aberkennung mildernder Umstände im Sinne der Anklage schuldig. Der Gerichtshof belegte ihn mit drei Jahren Zuchthaus und drei Jahren Ehrverlust. Unter den Spielern befinden sich angesehene Bürger der Stadt. Diese werden wegen Falschspieles demnächst von der Strafkammer zur Rechenschaft gezogen.

-s- **Bottrop,** 15.Okt.1901. Von einem betrübenden Unglücksfall wurde gestern Abend ein Bäckermeister von hier betroffen. Derselbe war im Begriffe, auf seinen Wagen zu steigen, als das Pferd plötzlich anzog und der Aermste unter die Räder seines Fuhrwerkes geriet, wobei er getötet wurde.

⌒ **Dortmund,** 16.Okt.1901. Scharfrichter Reindel aus Magdeburg hat heute hier die Ehefrau des Ackerers Died. Fröllecke aus Enkesen bei Soest hingerichtet. Das Schwurgericht hat dieselbe am 17. Mai d. J. wegen Giftmordes zum Tode verurteilt.

* **Gelsenkirchen,** 15.Okt.1901. Auf der Zeche Hibernia gerieten zwei Bergleute unter herabfallendes Gestein. Einer ist tot; der andere schwer verletzt.

χ **Münster,** 17.Okt.1901. Ein Zimmermeister, der von einem Wagen der elektrischen Straßenbahn überfahren wurde, ist gestern seinen Qualen im Hospital erlegen. Heute hat die elektrische Bahn wieder ein Opfer gefordert. Das zweijährige Töchterchen eines Metzgermeisters wurde, während es auf der Straße spielte, von einem Wagen erfaßt und von den Rädern zermalmt.

* **Recklinghausen,** 15.Okt.1901. Bei der Station Sinsen, auf der Strecke Wanne—Münster, wurde ein mit Kühen bespanntes Gefährt von einem Personenzug überfahren und zertrümmert. Der Lenker des Gefährts ist tot.

≅ **Siegen,** 14.Okt.1901. In der vergangenen Nacht wurde ein polnischer Bahnarbeiter auf der Halde der Grube Grimberg erstochen. Der Thäter wurde verhaftet.

r **Hanau a. M.,** 17.Okt.1901. Nach dreitägiger Verhandlung vor der Strafkammer wurde der Kaufmann Heinrich Lamy von hier, der in den Jahren 1892 bis 1900 als Buchhalter bei der Firma Gebr. Schaurer den Betrag von 15 600 M. unterschlagen und Fälschungen der Bücher verübt hatte, zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt.

Oz. **Osnabrück,** 13.Okt.1901. Ein schwerer Eisenbahnunfall ereignete sich auf der Strecke Osnabrück-Münster, indem zwei Güterzüge bei Station Hasbergen mit voller Wucht zusammenstießen. Fünf Wagen wurden zertrümmert. Der Materialschaden ist sehr groß. Menschen wurden nicht verletzt.

M **Hamburg,** 15.Okt.1901. Der Direktor von der Aktiengesellschaft A. L. Mohr in Altona-Bahrenfeld hatte sich gestern wegen Uebertretung des § 8 des Gesetzes vom 15. Juni 1897 betreffend den Verkehr mit Margarine vor dem hiesigen Schöffengerichte zu verantworten. In dem genannten Gesetzesparagraphen wird bestimmt, daß in öffentlichen Angeboten usw., die sich auf die Lieferung von Margarine und Margarinekäse beziehen, die diesem Gesetz entsprechenden Warenbezeichnungen angewendet werden müssen. Es wird dem Angeklagten nun zur Last gelegt, daß er Transportwagen der Gesellschaft mit einer Reklame für das bekannte Mohrsche Fabrikat „Mohra" hat versehen und diese Waaren hat in Hamburg umherfahren lassen, ohne daß die „Mohra" ausdrücklich als Margarine bezeichnet war. Das Gericht verurteilte den Angeklagten zu einer Geldstrafe von 20 M.

Jb **Mainz,** 14.Okt.1901. Die Strafkammer verurteilte einen Metzger wegen Verkaufs gesundheitsschädlichen Fleisches zu zwei Wochen Gefängnis und 100 M. Geldstrafe und ordnete die Veröffentlichung des Urteils an.

B **Bingen,** 16.Okt.1901. Ein Mann aus der Gegend von Kreuznach begleitete heute Nachmittag in Bingerbrück seine Schwägerin auf das Trajektschiff. Als er kurz vor der Abfahrt Abschied nahm, that er einen Fehltritt, stürzte zwischen Dampfer und Landebrücke in den Rhein und ertrank.

Was draußen vorgeht.

Einen nicht erwarteten Gewinn hat das Centrum in Baden davon getragen, indem die Wahlmänner in Engen-Stockach nicht, wie anzunehmen war, mehrheitlich einem nationalliberalen Kandidaten, sondern dem Vertreter des Centrums ihre Stimme gaben. Der Umfall von nationalliberalen Wahlmännern wird dem Umstande zugeschrieben, daß die Nationalliberalen in der Wahl ihres Kandidaten, der den bisherigen Vertreter ersetzen sollte, nicht geschickt waren.

So recht losgelassen haben sich die Evangelischen Bündler auf ihrer Versammlung zu Breslau; sie kamen dort zusammen in dem festen Entschlusse, die Welt zu entschädigen für die Lahmheit und Zahmheit — so faßten sie es auf — des Auftretens des Gustav Adolfvereins in Köln. Der Wind der „Entrüstung" ging über zum Sturm und endigte in einem Schlußorkan. Die römisch-katholische Kirche als solche wurde stellenweise in berserkerhafter Weise angegriffen, man that sich nicht einmal mehr die Mühe an, die Angriffe auf den Katholicismus mit Ultramontanismus und Jesuitismus zu maskieren.

Der Beschluß der Budgetkommission der Kammer in **Frankreich,** nach dem Kredit für die Botschaft beim Vatikan auch das Kultusbudget zu streichen, wird nur von den Radikalen der äußersten Linken belobt, sonst aber belächelt; denn man weiß wohl, daß die zwölf Abgeordneten, welche für die letztere stimmten, nicht hoffen, daß die Kammer auf ihren Antrag eingehen werde; ja daß sie es nicht einmal wünschen. Die Lockroy, Mesureur, Berthelot sind in der praktischen Politik hinreichend bewandert, um sich eine Vorstellung von der Verwirrung zu machen, welche die Aufhebung des bisherigen Verhältnisses zwischen Kirche und Staat, die Kündigung des Konkordats, in Frankreich hervorrufen würde, vor allem zur gegenwärtigen Stunde, wo die Kongreganistenfrage schon genug zu thun giebt. Sie wollen sich aber durch den Vorschlag ja auch nur bei ihren Wählern empfehlen und billige Reklame machen. Das Budget für Kriegsgerichte im Frieden ist ebenfalls gestrichen worden — mit der gleichen Aussicht wie das Kultusbudget. Wenn die radikalen Kommissionsmitglieder den Berichterstatter der Kommission beauftragt haben, die gestrichenen Millionen als nötige Entlastung des Budgets zu vertreten und darauf hinzuweisen, daß die Streichung in einfacher Weise die Schwierigkeiten beseitige, da nach ihr keine neuen Einnahmequellen zu suchen wären, so hat auch das nicht mehr als platonische Bedeutung. — Die Socialisten Frankreichs sind bekanntlich unter einander gespalten. Die eine Richtung strengt sich nun an, einen allgemeinen Bergarbeiterausstand herbeizuführen, für den der jetzige Zeitpunkt so ungünstig wie möglich ist; hat doch das Beispiel der belgischen Ausständigen im Lütticher Becken dies geradezu brutal bewiesen. Hilft aber alles nichts — die Hetzer suchen blindwütend die Leute ins Elend zu stürzen. Glücklicherweise scheint dieses Bemühen aber an der Besonnenheit der großen Mehrheit der Bergleute zu scheitern. Eine Abstimmung über den Ausstand im Norddepartement der Hauptkohlengegend hat zwar eine Mehrheit für den Ausstand ergeben, aber nur unter den Abstimmenden, während die weitaus größere Mehrheit es nicht einmal für der Mühe wert hielt, überhaupt der Frage näher zu treten. Diese Leute haben die harte Lehre von 1884 augenscheinlich nicht vergessen, und in der Presse wird daher bestimmt angenommen, daß aus dem von einem Teil der Socialisten für den 1. November geplanten Ausstand nichts wird. Mit dem Ausstand ist schon lange gedroht worden und zwar mit einer Spitze gerade gegen den socialistischen Handelsminister Millerand; es sollten nämlich durch denselben der achtstündige Arbeitstag und eine Tagespension von zwei Francs nach fünfundzwanzigjähriger Arbeitszeit, also mit etwa vierzig Jahren erzwungen werden für den Fall, daß Kammer und Regierung nicht freiwillig zur Gewährung dieser Forderungen übergingen.

In **Spanien** erhebt der Aufruhr an verschiedenen Stellen wieder sein Haupt; allenthalben sind es anarchistisch-republikanische Hetzer, die eine ihnen gesinnungsverwandte Menge zu Gewaltthaten gegen die öffentliche Gewalt, gegen die Besitzenden, gegen die Kirche aufreizen. Als es „nur" gegen die katholische Kirche, Klöster und gegen harmlose Prozessionen ging, da hatten diese Banden den vollen Beifall der internationalen liberalen Presse, jetzt wird es der letzteren aber doch etwas unheimlich vor dieser Brüderschaft.

Als einen großen Erfolg im Kriege gegen die **Buren** sehen die Engländer es an, daß deren Führer Scheepers gefangen genommen worden ist. Scheepers ist jener unermüdliche Kommandant, der schon seit langen Monaten den Engländern im Kaplande sehr unbequem geworden ist; er bewegte sich anscheinend ganz frei mit seinem Kommando umher, und hauptsächlich seinetwegen sah man sich veranlaßt, sogar die Mosselbai an der Küste zu befestigen, weil alle Aussicht bestand, daß die Buren dort mit der See Fühlung nehmen würden. Die Kriegslorbeeren des Generals French bedurften gar sehr der Auffrischung, denn seine langwierigen und umfassenden Operationen gegen Botha im östlichen Transvaal hatten keinen anderen Erfolg, als daß French selber krank wurde. Als es dann im Kaplande anfing gefährlich zu werden, schickte man ihn dorthin. Jetzt endlich, nach langer Zeit, ist es ihm gelungen, den Kommandanten Scheepers zu fangen. Aber es ist halt nicht der Scheepers von früher, sondern ein kranker Mann, der nur im Wagen sich fortbewegte, dessen habhaft zu werden man also keine gar zu große Mühe aufzuwenden brauchte. Nun ja — den Buren sind sie los, die Buren sind geblieben! Scheepers wird jetzt, soweit sein Zustand es zuläßt, nach dem Wortlaut der Kitchenerschen Proklamation „für immer aus Südafrika verbannt" werden, indessen doch nur aus dem englischen Besitz. Seit dem 15. September sind achtzehn „Burenführer" auf Grund derselben Proklamation verbannt worden. Nach dem Staatsanwalt Broeksma hat man jetzt auch den Burenkommandanten Lotter hingerichtet, der Abschreckung halber. Lotter ist als angeblicher Aufständischer der Kapkolonie verurteilt worden, und zwar auf die Behauptung hin, daß er als Kapbürger in der Kapkolonie in die Wählerlisten von Colesberg eingetragen sei aber — unter einem ganz anderen Namen, nämlich als Luncher! Lotter hat nach seiner Aussage das Bürgerrecht im Oranjefreistaat. Dies ist nicht widerlegt und jenes nicht bewiesen worden — trotzdem hat man den Mann erschossen; fünf andere Kapburen dagegen hat man begnadigt, obschon ihre Eigenschaft als englische Unterthanen anscheinend nicht bestritten wurde. Von Lotters Kommando sind demnach drei Unterführer hingerichtet bzw. zum Strang verurteilt worden; Lord Kitchener kann sich nicht beklagen, wenn er von nun an der Henker Südafrikas heißt und wenn die England feindliche Stimmung unter allem nichtenglischen Volke zu einer Art Kreuzzugsstimmung wird. Dies ist vor allem in Holland der Fall, von wo jetzt ein Vorschlag ausgeht, der bestimmt ist, zur Vergeltung für die englischen Henkersthaten England an seinem Handel zu strafen. Die Hafenarbeiter aller seefahrenden Länder sollen sich nämlich nach jenem Aufrufe verpflichten, von einem bestimmten Zeitpunkte ab kein unter englischer Flagge fahrendes Schiff mehr zu löschen, so lange nicht England dem Kriege ein gerechtes Ende bereitet habe. Den englischen Jingoes sagt die Henkersarbeit sehr zu — endlich gehen die Dinge einmal so, wie sie sich es schon längst gewünscht haben: ausrotten, hängen, erschießen soll man die Buren, damit England endlich in Ruhe das unrechte Gut genießen kann. Der Standard hofft, daß endlich die richtige Wirkung durch die exemplarische Bestrafung erzielt sei, nämlich die Abschreckung der Kapburen vom weiteren Anschlusse an die Buren. „Es giebt zwei Wege, um mit dieser Art von Feinden des Königs fertig zu werden: im offenen Felde schießen wir sie, soweit wir können, nieder — die Hälfte des Lotterschen Kommandos teilte dieses Schicksal; im anderen Falle vollenden wir den Prozeß wenn auch in etwas langsamer, so doch in sicherer Weise. Dieses ist nicht grausamer, als eine belagerte Feste auszuhungern oder ganze Bataillone durch Maxim- oder Schrapnellfeuer niederzumähen."

Recht willkommen wird den Vereinigten Staaten der Verlauf des Eingriffs **Venezuelas** in die inneren Verhältnisse Columbias sein. Der Präsident von Venezuela, ein Liberaler und Gewaltmensch erster Güte, steckt mit den ihm gleichgesinnten Präsidenten von Costarica und Ecuador unter einer Decke hinsichtlich umstürzlerischer Pläne gegen Columbia. Hier ist nämlich die konservative katholische Partei am Ruder, und gegen eine solche ist bekanntlich einem gesinnungstüchtigen Liberalen im Namen der „Freiheit" und der „Menschheit" alles erlaubt. So wurden denn die rebellionslustigen Liberalen in Columbia aufgemuntert und unterstützt, schließlich bot Präsident Castro selber Truppen auf, um in Columbia einzufallen. Die gemeinsame Verschwörung dieses Staatshauptes und der kolumbischen Aufrührer ist aber beiden recht schlecht bekommen; letztere wurden zuerst gründlich geschlagen, und dann kamen auch die Venezolaner an die Reihe, zu ihrer recht bitteren Enttäuschung, da sie die kolumbische Regierung durch die von ihnen geschürten inneren Unruhen geschwächt genug glaubten, um sie als morsches Gebäude einzurennen. Hinzu kommt, daß jetzt in Venezuela selber der Aufruhr mit genau demjenigen Erfolge das Haupt erhebt, den Castro den kolumbischen Aufrührern so sehr wünschte und sicher zutraute. Das von allen Seiten bedrängte und wahrscheinlich schon auf dem Papier zwischen den gegen es verschworenen Staaten verteilte Columbia war in seiner Not die nordamerikanische Union als Schiedsrichterin angegangen. Venezuela dagegen wollte nichts davon wissen, denn Sennor Castro hatte ja schon Columbia in in der Tasche. Jetzt, wo die Dinge eine für diesen Gewaltmenschen so ironische Wendung genommen haben, müssen Castro und seine Helfershelfer erkennen, daß gerade sie selbst durch ihr unverantwortliches Eingreifen in Columbia das herbeigeführt haben, was sie nicht wünschten: die

Einmischung der Vereinigten Staaten und vielleicht noch dazu mit der Bitte, zu bewirken, daß Columbia sich gnädig zeige. Der Präsident von Venezuela, der ein Meister der Verstellung ist, hat, nachdem die Sache für ihn schief gegangen, eine Erklärung veröffentlicht, daß er ernstlich den Frieden wolle. Das mag gegenwärtig der Fall sein, wo er seinen Stuhl bedenklich wackeln fühlt, aber das war noch soeben nicht der Fall, als er die kolumbischen Aufrührer bestens unterstützte und selbst Truppen gegen Kolumbien ausschickte. Castro verlangt jetzt von Kolumbien, es solle ihm die Vereinigten Staaten von Nordamerika als Vermittler vorschlagen, dann würde er sehen, was weiter zu thun sei. Man kann es als selbstverständlich annehmen, daß Kolumbien dergleichen Verlangen mit der gebührenden Geringschätzung straft, nachdem Castros Stellung ins Wanken geraten ist. Venezuela hat neben seiner Großmannssucht auch das Talent gezeigt, das Deutsche Reich zu beleidigen; in dem einen der beiden Häfen von Caracas, Puerto Cabello, sind zahlreiche wehrlose deutsche Seeleute vom Pöbel und von der Polizei schwer mißhandlt worden, ein Ausfluß des von der herrschenden liberalen Presse des Landes gepredigten Fremdenhasses. Deutschland wird natürlich entschieden auf Genugthuung bestehen.

Unterhaltendes.

(KV) **Große Schwächen eines Dichters.** Charakteristische Anekdoten von Andersen erzählt der französische Schriftsteller Georges Clemenceau in einer interessanten Studie über den dänischen Dichter Andersen. Der geniale Erzähler ist Zeit seines Lebens ein wunderliches großes Kind geblieben. Man sollte meinen, daß er seine hübschen Märchen für die Kinder, die sich daran begeistern, erzählt hat und daß er ein großer Kinderfreund gewesen ist. Im öffentlichen Garten von Kopenhagen aber sieht man eine Statue von Andersen, die das Gegenteil beweist. Die Broncestatue wurde zu seinen Lebzeiten errichtet. Der Dichter empfand diese Ehre sehr lebhaft. Aber als man ihm den Denkmalsentwurf vorlegte, geriet er in eine tolle Wut, da er bemerkte, daß der Bildhauer um den beliebten Erzähler Kinder gruppiert hatte. „Entfernt das", schrie er, „entfernt das! Sie wissen doch, daß ich die Kinder nicht leiden kann. Wenn Sie meine Statue machen wollen, so setzen Sie wenigstens nicht Wesen um mich, die mir unerträglich sind. Ich könnte dieses Denkmal nie betrachten, ohne in Zorn zu geraten." Man mußte ihm seinen Willen thun, die Kinder wurden entfernt und der Ausdruck des Gesichts geändert. Der Hauptcharakterzug des Kindes ist der unbeschränkte Egoismus, der sich ganz offenherzig kundgiebt. Auch Andersen war vor allen Dingen mit sich selbst beschäftigt, nichts schien ihm natürlicher als alles auf seine Person zu beziehen, und er zeigte das ganz naiv bei jeder Gelegenheit. Eines Tages lobte man bei einem Diner Ibsen, der damals Anfänger war. Nur Andersen hatte beständig geschwiegen. „Teurer Meister, wir würden auch gern Ihre Meinung kennen lernen," sagte die Hausherrin zu ihm. „Meine Meinung, gnädige Frau, ist, daß man zuerst von einem gewissen Andersen sprechen müßte, der, wie ich glaube, seinem Vaterland einige Ehre macht." Seine ungeheuerliche, aber völlig naive Eitelkeit zeigte sich auch darin, daß er Einladungen zu Tisch bei seinen Freunden nur unter der ausdrücklichen Bedingung annahm, daß ihm beim Dessert ein Toast dargebracht würde. Eines Tages bereitete der König dem Dichter einen ausnahmsweise liebenswürdigen Empfang, und zum Schlusse des Gespräches sagte er zu ihm: „Herr Andersen, wenn es in meiner Macht steht, etwas für Sie zu thun, so sprechen Sie nur: es wird mir ein großes Vergnügen machen." „Majestät," erwiderte Andersen, „ich nehme Ihr Anerbieten gern an. Wenn Majestät die Güte hätten, eine der schönen Hofkarossen mit vier Pferden und Livreekutschern mir zur Verfügung zu stellen! Ich wünsche schon seit langem, in dieser Equipage dem armen Pastor einen Besuch zu machen, der mich ehemals verachtete, weil ich elend war, und mich auf die letzte Bank, in den dunkelsten Winkel seiner Klasse setzte. Das wird meine Rache sein." So geschah es, und der Märchendichter Andersen konnte sich einbilden, ein Märchen wirklich zu erleben. Aber auch furchtsam wie ein Kind war der große Dichter. Er hatte stets eine Strickleiter unter seinem Bett, um im Falle einer Feuersbrunst fliehen zu können. Die Angst, lebendig begraben zu werden, quälte ihn in seinen Nächten. Deshalb hatte er am Fußende seines Bettes eine große Tafel aufgehängt, auf der zu lesen stand: „Ich bin nicht tot. Ich bin in Lethargie." Jeden Abend, wenn er schlafen ging, stärkte er sich durch diese Lektüre. Aber sein beständiger Schrecken waren Leute — unbekannte natürlich —, die er im Verdacht hatte, daß sie ihm nach dem Leben trachteten. Kein bestimmtes Ereignis rechtfertigte diese Einbildung, aber Andersen sagte sich einfach, daß er bei seiner „Weltberühmtheit" nicht verfehlen könnte, Neid zu erwecken, der ihn den Mörderhänden ausliefern würde. Eines Tages erhielt er eine Sendung Konfitüren aus Südafrika. Diese Ehrung durch einen Bewunderer erschien ihm verdächtig. Man wollte ihn augenscheinlich vergiften. Aber er hatte anderseits — auch wie die Kinder — eine große Leidenschaft für Konfitüren, was war da zu thun? Er verfiel auf einen Ausweg, der ihm der einfachste von der Welt zu sein schien. Einige Töpfe mit der verdächtigen Mischung wurden einer befreundeten Familie angeboten, mit der er seit langem besonders herzliche Beziehungen unterhielt. Achtundvierzig Stunden später stand er bei den so gütig Beschenkten an der Hausthüre. „Geht es der gnädigen Frau gut?" „Ja, mein Herr." „Sie ist nicht krank gewesen?" „Nein, mein Herr." „Auch die Kinder nicht?" „Nein." „Kann man sie besuchen?" „Treten Sie bitte ein." Als Andersen seine Freundin frisch und rosig und in bester Laune sah, faßte er einiges Vertrauen zu seinen Konfitüren. Die Dame bestätigte, was ihre Leute gesagt hatten; sie war nicht einen Augenblick unwohl gewesen. Plötzlich durchzuckte ein schrecklicher Gedanke Andersens Gehirn: „Vielleicht hat sie die Konfitüren garnicht gegessen?" Das mußte unverzüglich herausgebracht werden. „Liebe, gnädige Frau," sagte er sanft, „es ist nicht, um Ihren Dank zu ernten, daß ich davon spreche, sondern um zu wissen, ob man meinen Auftrag ausgeführt hat. Haben Sie nicht von mir Konfitüren erhalten?" „Ja, lieber Herr Andersen. Ich sage Ihnen auch vielen Dank. Entschuldigen Sie nur, daß ich nicht davon gesprochen habe. Ich war zu erfreut, Sie zu sehen." „Und ... Sie haben sie gegessen?" „Ja, zusammen mit den Kindern. Sie waren ausgezeichnet." „Alle?" „Es sind keine mehr übrig." Bei diesen Worten atmete Andersen auf. Er konnte also seine Konfitüren essen. Er aß sie und blieb ebenso am Leben wie seine Freundin. ⊠

** **Nur die Lumpe sind bescheiden.** In einem Briefe, den Hr. Richard Strauß an Direktor Angelo Neumann in Prag nach der dortigen ersten Aufführung seines bisher noch allenthalben verunglückten Musikdramas Guntram gerichtet hat, heißt es: „Ich bitte Sie herzlich, allen, die sich um die schöne Wiedererweckung des Guntram verdient gemacht haben ..., kurz allen, die in einmütigem Opfermute bestrebt waren, ihrem Direktor das unverwelkliche Lorbeerblatt der Guntramaufführung in seinen Ruhmeskranz zu flechten, meinen tiefgefühltesten Dank nochmals aussprechen zu wollen."

** **Der „Stinktopf".** Vor dem Londoner Citypolizeigericht wurde dieser Tage gegen einen gewissen Mr. C. Freeman wegen zu schnellen Fahrens auf einem Automobil verhandelt. Der Angeklagte war mit seinem Motor gegen ein anderes Fuhrwerk gefahren, bestritt jedoch seine Schuld dabei und fügte hinzu, daß der Schutzmann bei Feststellung seines Namens geäußert habe: „Warum, zum Teufel, bringen Sie diese Stinktöpfe in die Stadt? Es ist draußen genug Platz für sie." Da kein Schaden gethan war, erfolgte Freisprechung. Die Verhandlung hatte jedenfalls das Gute, daß eine neue amtliche Bezeichnung für „Automobil" bekannt gemacht wurde.

** **Joseph Joachim in der Negermaske.** Ein englisches Blatt erzählt eine hübsche Anekdote, in der es sich um den berühmten „Geigerkönig" handelt. Er hatte in London die Bekanntschaft des Lord R., eines sehr sympathischen Edelmannes, der aber zu der Musik in keiner intimen Beziehung steht, gemacht. Als dieser bei Tisch erfahren hatte, daß Joachim in einer Matinee spielen würde, sagte er zu dem Künstler, daß er hinkommen wolle, um eines der berühmten Quartette von Beethoven zu hören, von denen man so viel spreche. Der Künstler antwortete lächelnd, er wäre neugierig, die Eindrücke, die der edle Lord von dem letzten Quartett Beethovens davontragen würde, kennen zu lernen. Kurz nach dem Konzert begegnete der große Geiger seinem Freunde in einer Abendgesellschaft und fragte ihn, ob das Quartett ihm nicht mißfallen hätte. „Aber ich habe mich außerordentlich amüsiert", erwiderte Lord R., „ich habe Sie zuerst unter ihrer Negermaske gar nicht wiedererkannt, aber dann habe ich um so mehr gelacht«. Allgemeines Erstaunen auf seiten des Künstlers und aller Anwesenden. Nach einigen Fragen, die die Hausherrin stellte, bekam man heraus, daß Lord R. sich in Saint-James Hall im Stockwerk geirrt hatte; anstatt in das erste hinaufzusteigen, wo Joachim sein Konzert gab, war er im Erdgeschoß in einen Saal eingetreten, in dem sich Negerspielleute hören ließen.

Buntes Allerlei.

** **Die Beraubung eines Rohrpostbriefes** wurde dem Postschaffner Max Glagow in Berlin zur Last gelegt. Der Angeklagte war bei dem Postamt 62 mit der Beförderung der Rohrpostsendungen beschäftigt. Am 2. Februar sandte der Kaufmann Weinberg mittels Rohrpostsendung an den Kaufmann Wustrow jun. drei Hundertmarkscheine. Er steckte den Brief persönlich in den Briefkasten für Rohrpostsendungen in dem Postamt 62. Als der Empfänger den Brief erhielt und ihn öffnete, ergab sich, daß er bis oben heran zugeklebt war und sich schwer öffnen ließ. Es zeigte sich, daß ein Hundertmarkschein fehlte und ein anderer an der Klappe festklebte. Gerichtschemiker Dr. Jeserich konnte mittels seiner photographischen Methode klar nachweisen, daß der Brief nachträglich gewaltsam geöffnet und wieder zugeklebt war. Der Verdacht der Thäterschaft lenkte sich auf den Angeklagten, der, wie behauptet wird, einen falschen Abgangsstempel aufgedrückt und den Brief an ein falsches Postamt expediert hatte. Außerdem wurden noch zwei Fälle der verdächtigen Behandlung von Briefen gegen ihn geltend gemacht. Der Gerichtshof erkannte auf Schuldig in einem Fall und verurteilte den Angeklagten zu sechs Monaten Gefängnis.

** **Den 100. Geburtstag** feierte am Dienstag in voller Rüstigkeit im Kreise ihrer Kinder und Enkel Frau Gerichtskassenrendant Ulrike Ulff in Tilsit.

** **Breslau,** 17.Okt.1901. Die Schlesische Volkszeitung meldet: Wie erst jetzt bekannt wird, ist am vergangenen Donnerstag das russische Grenzdorf Schlensana bei Lelow durch Feuer vollständig zerstört worden. 346 Besitzungen sind gänzlich niedergebrannt. Durch Flugfeuer wurde auch das 3 Kilometer entfernte Dorf Staromyschy in Brand gesteckt. 22 Besitzungen wurden ein Raub der Flammen. Das Elend ist unbeschreiblich; über 1500 Menschen sind obdachlos; eine ältere Dienstmagd, sowie drei Kinder kamen in den Flammen um. Bei den Rettungsarbeiten erlitten zahlreiche Personen Brandwunden.

** **Leipzig,** 15.Okt 1901. Das Reichsgericht verwarf die Revision des Privatdetektivs Gustav Schiller, welcher vom Schwurgericht in Konitz wegen Verleitung zu einem falschen Eid und Meineid in der Strafsache gegen den Fleischergesellen Moritz Lewy zu 2½ Jahren Zuchthaus und drei Jahren Ehrverlust verurteilt worden war.

** **Leipzig,** 16.Okt.1901. Während des Konzertes gestern Nachmittag im großen Saale des hiesigen Palmengartens löste sich ein etwa drei Meter langes Gipsstück von der Decke und stürzte in den dichtgefüllten Zuschauerraum. Die zwanzigjährige, einzige Tochter eines Uhrmachers aus Stettin, Frieda Klauß, wurde erschlagen, Frau Schuldirektor Steinkopf aus Leipzig-Gohlis erlitt einen Schenkelbruch und eine Anzahl anderer Personen wurde leichter verletzt. Der Saal wurde polizeilich abgesperrt.

** **Ein Irrtum mit schrecklicher Folge.** Man meldet aus München, 14.Okt.1901: Vergangene Nacht 1 Uhr fand der Zugführer des um diese Zeit dort eintreffenden Zuges in Station Trudering bei München niemand auf der Station. Er wollte nun, nachdem einige Waggons abgestoßen waren, ins Stationszimmer eintreten, um Meldung abzustatten. Der hier schlafende, im Dienst befindliche Stationsaufseher, der in diesem Dienstzimmer jüngst von einem Unbekannten räuberisch überfallen worden war und deshalb der Sicherheit wegen ein Gewehr neben sich stehen hatte, erwachte, schoß in der Schlaftrunkenheit, in der er wohl einen neuen Ueberfall vermutete, gegen die Thür und traf den draußen stehenden Zugführer mitten ins Herz.

** **Esbjerg** (Dänemark), 16.Okt 1901. Gestern Nacht um 2 Uhr kollidierte auf der Höhe von Terschibing die finnische Barke Louis auf der Reise von Brake (Oldenburg) nach Mobil (Amerika) mit der russischen Eisenbarke Concordia aus Riga mit Terpentinladung auf der Reise von Sapanna (Mexiko) nach Hamburg. Der Zusammenstoß geschah 100 Meilen vom Lande. Die Louis sank augenblicklich; ihre 15 Mann starke Besatzung wurde von dem dänischen Dampfer Lacour gerettet und heute nach Esbjerg gebracht, von wo sie heute Mittag nach Hamburg zum Verhör vor dem Seeamte abreisen. Der russische Kapitän lehnte das Angebot Lacours, der auch seine 16 Mann starke Besatzung zu Bord nehmen wollte, ab und verlangte nach Hamburg geschleppt zu werden, was aber Lacour als instruktionswidrig verweigerte. Der finnische Kapitän ist am Kopfe verletzt.

** **Vardö** (Norwegen), 15.Okt.1901. Am letzten Freitag verunglückte ein Fischerboot mit drei Mann. Am Samstag ertranken im Tanafjord sieben Personen infolge Umschlagens eines Bootes.

** **Paris,** 16.Okt.1901. In einem Restaurant der Avenue du Haine ereignete sich in vergangener Nacht eine Explosion, wodurch sechs Personen schwer verletzt wurden.

** **Toulon,** 15.Okt.1901. Der Ballon des Grafen de la Vaulx nebst Insassen wurden heute vom Kreuzer du Chayla, welcher dieselben im Meere treibend angetroffen hatte, aufgenommen und hier eingebracht.

(O) **Ein weiblicher Seekapitän.** Kürzlich starb auf der Insel Croix in Frankreich Marie Johanna Kersaho im Alter von 72 Jahren. Sie gilt als der einzige weibliche Seekapitän. Mit dem Vater ging sie, erst zwölf Jahre alt, schon zur See und befehligte nach seinem Tode drei Schiffe. Sie erwarb mehrere Medaillen und Geldbelohnungen als Anerkennung ihres Heldenmutes auf dem Wasser.

** **Rom,** 17.Okt.1901. Nachdem nunmehr seit der Isolierung des Lazaretts in Nisida und seit dem Auftreten des letzten Pestfalles in Neapel zehn Tage vergangen sind, ohne daß in Neapel oder anderswo ein neuer Fall vorgekommen ist, hob das Seegesundheitsamt die Verfügung vom 25. September, durch welche Anordnungen für die Herkünfte von Neapel getroffen wurden, auf.

** **Jekaterinoslaw,** 15.Okt.1901. In dem Schacht einer Erzgrube im Bezirk Slawjanoserbks brach in der Bretterverkleidung des Schurfs Feuer aus. Der Rauch verbreitete sich in zwei Schächten, in denen sich 15 Arbeiter befanden; vier wurden gerettet, neun wurden als Leichen geborgen, zwei sind noch nicht aufgefunden.

** **Rabiate Kirchenmitglieder.** Es ist schon verschiedentlich über den Streit berichtet worden, den die Einwohner der kleinen Insel St. Kilda im Atlantischen Ocean mit ihrem Geistlichen ausfechten. Die Gemeindemitglieder haben es ihrem Seelsorger übel genommen, daß er in der Frage der Vereinigung der Free Church mit den Presbyterianern anderer Ansicht war als sie. Sie ärgerten sich so sehr über ihn, daß sie vor kurzem beschlossen, ihn auszuhungern und ihn so auf andere Gedanken zu bringen. Nur selten im Jahr legen Schiffe an der Insel an, und als die letzten kamen, verhinderten die Bootsleute, daß irgendwelche Nahrungsmittel für den Geistlichen gelandet wurden. Derselbe befand sich schon in einer sehr prekären Lage, als es ihm jetzt endlich gelang, ein vorüberfahrendes Fischerboot von seiner Lage zu verständigen, das nach einiger Zeit eine genügende Menge von Lebensmitteln an einer versteckten Stelle der Insel an den Geistlichen abzugeben vermochte, so daß dieser nun zunächst den Winter hindurch aushalten kann.

** **Ein scheußlicher Akt der Grausamkeit** wurde, wie aus Tsingtau gemeldet wird, nachts in der Nähe der Klara-(Augusta Viktoria-) Bucht von einem Europäer an einem Chinesen verübt. Dort waren in jener Nacht bei Huitschin vier Schlosser und acht Kuli an der Wasserleitung beschäftigt. Gegen 1½ Uhr kam ein betrunkener Civilist des Weges und verjagte die Arbeiter, stieß die Laternen und einen Karren mit Werkzeug um, raste dann hinter den Chinesen her und mißhandelte mehrere von ihnen. Hierauf griff er einen der Schlosser beim Zopf und zerrte ihn in seine Wohnung bei dem in der Nähe befindlichen Steinbruch. In der Wohnung fesselte er den Chinesen mit nassen Stricken. Es war noch ein zweiter Europäer anwesend; beide mißhandelten den Chinesen solange, bis er besinnungslos liegen blieb. Gegen 4 Uhr wurde der Chinese freigelassen, der dann bemerkte, daß ihm sein zweiwöchentlicher Lohn geraubt war.

** **Ein charaktervoller Sonderling.** Wie aus New-York berichtet wird, macht dort ein junger Millionär, Mr. James Cads How, die größte Sensation durch sein seltsames Benehmen. Er erbte vor kurzem ein fürstliches Vermögen, aber weigerte sich, irgend welchen Gebrauch davon für seine eigene Person zu machen, und zwar mit der Begründung, daß er kein Geld gebrauchen wolle, das er nicht selbst verdient habe. Mr. How ist sehr wohlerzogen und bringt seine Zeit damit zu, im Lande umherzuziehen und überall mit Bummlern und dem Auswurfe der Menschheit zu verkehren. Er sucht auf diese Weise eine Lösung für manches sociale Problem zu finden. Kürzlich stiftete er einmal 10 000 Pfd. Sterling zur Verteilung unter die Armen von St. Louis. Während seiner Wanderungen nimmt er alle Art von Arbeit an, ebenso wie jeden Lohn, der ihm angeboten wird. Er zieht sich immer schlecht an, trägt aber stets ein sehr reines weißes Hemd. M. How erschien neulich plötzlich in Chillicote, im Staate Missouri, und erhielt dort gleich Beschäftigung als Holzhacker und bekommt dafür freie Wohnung und Kost. Gewöhnlich versammelt sich in der Nähe eine große Menschenmenge, die neugierig zusieht, wie der junge Millionär sich sein tägliches Brot verdient.

** **„Daneben" eingebrochen** haben nach dem Daily Telegr. zwei Spitzbuben, welche das Gefängnis von Wayland (New-York) für eine Bank hielten. Sie brachen ein Fenster des Gebäudes auf, stiegen hinein und befanden sich zu ihrem Erstaunen im Schlafzimmer eines Polizisten, der ihnen einen Revolver vorhielt und so zum Bleiben zwang. Diese Anfänger müßten schon wegen ihrer Dummheit sehr streng bestraft werden.

(KV) **Eine sonderbare Gemeinde.** In Chikago will der Prentice Muiforderlub einen Tempel bauen, der seines gleichen auf der ganzen Erde nicht haben dürfte. Er soll heißen Church of Silent Demand (Kirche der stillen Forderung) und mitten im geräuschvollsten Teil der Stadt errichtet werden. Die hundert Mitglieder des genannten Clubs kultivieren das beschauliche Leben, und innerhalb der Mauern ihres neuen Tempels soll nie eine andere Stimme laut werden, als die der Orgel. Der Bau soll im indischen Pagodenstill gehalten und im Innern wie ein Lustgarten ausgestattet werden.

Vermischtes.

** **Könige und Baumeister.** Unter diesem Titel stellt die Berliner Volksztg. einige interessante Reminiszenzen zusammen über das Verhältnis von Königen zu Baumeistern. Es ist bekannt, daß einer der größten Künstler aller Zeiten, der Schöpfer des Denkmals des Großen Kurfürsten, der Erbauer des königlichen Schlosses zu Berlin, Andreas Schlüter, sein Brot im Auslande suchen mußte, nachdem ihm sein fürstlicher Herr sein Wohlwollen entzogen hatte. Bei Friedrich dem Großen stand der ausgezeichnete und vielseitige Künstler und Architekt Knobelsdorff, der Schöpfer des königlichen Opernhauses, in außerordentlicher Gunst. Er überhäufte ihn mit Aemtern und Auszeichnungen aller Art. Doch erfuhr dieses Verhältnis eine Trübung, als Knobelsdorff gegen allerlei eigentümliche Wünsche Friedrichs ernste technische und künstlerische Bedenken zu erheben gezwungen war. Den Hauptstreit bildete das Schloß von Sanssouci, bei dessen Entwürfen sich der König vollkommen als Bausachverständiger gab. Knobelsdorff machte ihn darauf aufmerksam, daß das Gebäude wegen seiner Niedrigkeit vollkommen hinter dem Weinberge verschwinden würde, auf dem es errichtet werden sollte, wenn man es vom Fuße des Hügels aus sähe. Es dürften auch aus hygienischen Gründen die Fußböden der Zimmer nicht unmittelbar auf dem Baugrunde liegen, das Erdgeschoß müsse unterkellert werden, um es vor der aufsteigenden Nässe zu schützen. Friedrich verzichtete auf Knobelsdorffs Mitarbeiterschaft beim Schlosse von Sanssouci. Wie recht der Fachmann gegenüber dem Dilettanten hatte, davon kann sich heute noch jeder überzeugen, der, an der großen Fontäne in Sanssouci stehend, das Schloß hinter der obersten Terrasse versinken sieht; und was die von Knobelsdorff hervorgehobene hygienische Seite der Sache anbetrifft, so wußte niemand besser als Friedrich, wie förderlich der Aufenthalt in dem kalten und feuchten Schlosse seiner Gicht geworden ist. Selbst im Sommer brannten oft die Feuer in den Kaminen. Natürlich wollte der König seinem Baumeister dies niemals eingestehen. Knobelsdorff war aber nicht bloß ein großer Künstler, sondern auch ein Mann von Charakter. Je mehr Friedrich der Große auf seinem königlichen Eigenwillen bestand, um so unbeugsamer blieb Knobelsdorff bei seinem künstlerischen. Knobelsdorff hatte bei den verschiedensten Bauten reichliche Gelegenheit, diese künstlerische Ueberzeugungstreue zu vertreten. Friedrich rächte sich in solchen Fällen durch witzelnde Randbemerkungen. So hatte er in einem von Knobelsdorff entworfenen Predigerhause, das aus Zweckmäßigkeitsgründen mit zwei Thüren entworfen war — es sollten mehrere Parteien darin wohnen — eine Thür ohne jeden Grund gestrichen und die Bemerkung dazu gesetzt: „Es giebt nur eine Thür zum Himmel." Gegenüber dem genialen Knobelsdorff hatte Friedrich den geistlosen Routinier Boumann zu seinem Günstling er-

joben, um mit diesem handwerksmäßig schaffenden Architekten den ihm weit überlegenen Knobelsdorff in Schach zu halten. Boumann hatte einen Kirchenentwurf geliefert, bei dem im Kirchengebäude infolge von ungeschickt angeordneten Emporen die größte Dunkelheit herrschen mußte. Knobelsdorff hatte dies sachgemäß moniert; der König aber, der Sachliches nicht zu erwidern wußte, schrieb auf den Rand: „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben." Die Mißachtung der Kunst Knobelsdorffs durch Friedrich II. äußerte sich u. a. darin, daß Friedrich dem hölzernen Boumann die Erbauung des Berliner Thores in Potsdam übertrug. Als dieses nüchterne Opus fertig war, lud der König Knobelsdorff nach Potsdam ein, um von ihm ein Urteil über das Bauwerk zu hören, das den feinen Geschmack des geistvollen Architekten natürlich in keiner Weise befriedigen konnte. Als Knobelsdorff dies unumwunden erklärte, hieß ihn der König in barscher Weise nach Berlin zurückkehren.

** **Vom Simplontunnel.** Westschweizerische Blätter machen über die Arbeitsstörungen im Simplontunnel genauere Mitteilungen. Danach hat der Wasserabfluß auf der Südseite des Tunnels Ende September 290 Liter in der Sekunde betragen. Seither stieg er auf 490 Liter, ein Quantum, das sehr bedeutend erscheint, wenn man bedenkt, daß das Maximum des Wasserabflusses beim Bau des Gotthardtunnels bei Airola 350 Liter betrug. Der Wasserandrang ist so groß, daß die mechanische Bohrung an der Spitze der Galerie zur Zeit unmöglich ist. Sie wird wahrscheinlich nicht eher wieder aufgenommen werden können, bis der Bach entweder abgelenkt wurde oder bis der Zufluß abnimmt, sofern er nur von unterirdischen Ansammlungen herrührt. Auf Wasserandrang war man schon bei Aufstellung des Projekts gefaßt in der Zone zwischen dem Antigoriogneis und dem krystallinischen Schiefer, der das Centrum des Simplonmassiv bildet. Auf diese Schichten stieß man aber viel früher, als berechnet wurde, nämlich schon bei 4360 Meter anstatt bei 6240 Meter. Das läßt darauf schließen, daß der Antigoriogneis auf der Nordseite von viel größerer Mächtigkeit ist als auf der Südseite. Daß das Wasser vom Avinosee stamme, ist ausgeschlossen, indem die Stelle im Tunnel, wo das Wasser austritt, an der Erdoberfläche mit einer Einsenkung (Rio di Vallé) korrespondiert, welche vom weiter nördlich gelegen See von Avino zweieinhalb Kilometer entfernt liegt. Diese Terraineinsenkung an der Oberfläche, von der das Wasser herrühren mag, befindet sich etwa 1200 Meter über der Tunnelbasis, während der Avinosee noch etwa 400 Meter höher sich befindet. Daher ist das ausströmende Wasser verhältnismäßig kalt (18 Grad). Zum Glück ist die Stelle des Wasserausbruchs felsig, so daß die Arbeit deshalb nicht völlig eingestellt werden muß. Immerhin entsteht eine Verzögerung, deren Dauer davon abhängt, wie lange Zeit man zur Eindämmung des Wassers nötig haben wird. Die Störung dürfte aber unter Umständen leicht kompensiert werden durch die Aussicht, nun rascher, als man glaubt, auf weicheres Gestein zu stoßen. Noch in den ersten zwei Dekaden des September hat der tägliche Fortschritt im harten Antigoriogneis nur fünf Meter betragen, seit dem 20. September aber, da man in weicheren Fels geriet, fast sieben Meter. Vom Avinosee glaube man nichts befürchten zu müssen, denn zwischen See und Tunnel liegt krystallinischer Gneis.

** **Was die „Gesellschaft" in Paris nicht alles ersinnt!** Die Sucht nach Neuheiten unter den Führern der „Gesellschaft" scheint in Paris ihren Höhepunkt erreicht zu haben. Die Gräfin Pillet-Will hat, so erzählt ein englisches Blatt, für die neueste Sensation gesorgt. Bei einem großen Festmahl, das sie gab, hatte sie eine beliebte Schauspielerin und Sängerin in einem schön vergoldeten Käfig auf dem Tisch eingeschlossen. Dieser öffnete sich vor jedem Gang des Menüs, und die Sängerin führte ihn mit einem passenden Couplet ein. Zu dem Diner waren im ganzen 84 Personen geladen. Als die Gäste sich an den prächtig gedeckten Tisch setzten, wurde ihre Aufmerksamkeit durch einen ungewöhnlich großen Gegenstand in der Mitte erregt. Es erschien zuerst als ein riesiger Haufen Rosen, aber bei näherer Betrachtung sahen sie, daß sich unter den Blumen vergoldete Stäbe verbargen. Sie erwarteten mit größter Spannung die Ankunft der Suppe und die Erklärung des Geheimnisses. Gerade als die Suppe kam, öffnete sich das Ding in der Mitte der Tafel langsam. Es war ein Vogelkäfig. Als die beiden Hälften sich geöffnet hatten, wurde eine schöne junge Dame sichtbar. Sie saß auf einer Rosenbank, und an ihren Schultern waren ein Paar Schwingen befestigt. Sie stand sogleich auf, und kaum hatten sich die Gäste von ihrem Staunen erholt, als der merkwürdige Vogel zu singen begann. Es war ein witziges kleines Couplet, das einen Hinweis auf die verschiedenen Arten Suppen, die serviert wurden, enthielt. Die Sängerin war die beliebte Marguerite Deval. Als das Liedchen zu Ende war, schloß sich der Käfig und verbarg die Insassin den Blicken. Aber ehe der Fisch serviert wurde, öffnete er sich von neuem, und die Sängerin ließ wieder ein passendes Liedchen hören. So erschien Mlle. Deval bei jedem Gang und sang ein passendes Couplet. Einige Verse bezogen sich auch auf Anwesende, aber immer waren sie witzig und zeugten von bestem Geschmack. Sie sang sehr viele Couplets, und die Gäste klatschten Beifall und erklärten, sich nie in ihrem Leben so gut amüsiert zu haben. Mlle. Deval oder die „eingesperrte Nachtigall", wie sie genannt wurde, ist über ihren Erfolg sehr erfreut. „Ich war vollkommen bequem untergebracht. Alle Arrangements waren schön. Es war die originellste Idee, von der ich in der Pariser Gesellschaft gehört habe. Ich fühlte mich wirklich wie eine Nachtigall in einem Käfig." Was soll man zu solchen Offenbarungen des raffiniertesten gesellschaftlichen Luxus sagen? Im Grunde ist es eine rechte Geschmacklosigkeit, eine Künstlerin wie ein Stück Braten mit Lorbeerblättern zu servieren.

** **Ein verwegener Juwelenraub** wurde in Clerkenwell Road zu London verübt. Etwa um 8 Uhr abends trat ein gutgekleideter Mann in den Laden eines Juweliers und Uhrmachers Namens Cox und ließ sich einige Uhren vorlegen. Mr. Cox, der über 70 Jahre alt ist, befand sich zu der Zeit allein im Laden. Der Fremde begann die Uhren zu besichtigen, als zwei andere Männer, deren Gesichter maskiert waren, in den Laden und auf Mr. Cox stürzten und ihm zuriefen: „Wir wollen Sie nicht ermorden, sondern nur berauben." Mr. Cox rief den Kunden um Hülfe an, der hörte jedoch nicht auf seine Bitte. Der Juwelier wurde darauf zu Boden geworfen, ein Knebel in seinen Mund gesteckt und sein Gesicht mit einem Taschentuche bedeckt. Einer der Räuber kniete auf der Brust des alten Mannes und faßte ihn bei der Kehle. Mr. Cox war fast am Ersticken, worauf der Mann, der ihn hielt, zu ihm sagte: „Wenn Sie sich ruhig verhalten, soll Ihnen nichts geschehen." Er entfernte den Knebel dann für einige Sekunden. Inzwischen begannen die anderen zwei Männer, ihrem Opfer die Taschen und den Laden zu leeren. Sie nahmen ihm seine goldene Uhr nebst Kette und die Schlüssel, mit denen sie den Geldschrank und die Kasse öffneten und diese dann leerten. Unter den geraubten Sachen befanden sich mehrere wertvolle Uhren — von denen zwei je 1200 M. wert waren, sowie 250 andere Uhren und eine Menge Juwelen. Bisher ist noch keine Verhaftung vorgenommen worden. Mr. Cox ist von seinen Verletzungen wieder hergestellt.

Eh Alaaf Köln!

Nach dem heutigen Stande der Forschung ist Alaaf ein altes, deutsches Wort, das in die germanische Zeit zurückgeht. Merkwürdig ist, daß es sich durch alle Wandlungen der Zeiten hindurch in Köln und dessen nächster Nachbarschaft lokalisiert hat. Alaaf drückt ein Lob speciell Kölns aus und bedeutet nach allgemeiner Annahme soviel wie: Hoch Köln, es lebe Köln, wobei allerdings die Begründungen merkwürdig auseinandergehen und allerhand Sonderbarkeiten mit unterlaufen. Wie Generalmajor Wolf meint, ist das Wort aus dem Skandinavischen zu erklären: al = alle, ganz; lav = Gemeinde, sodaß hiernach Alaaf in dem ursprünglichen Sinne „Einer für alle, alle für einen" zu deuten wäre. (Vergl. die Abhandlung „Von den Wallonen" von Generalmajor Wolf im Köln. Tagebl. vom 7. Dezbr. 1895, Nr. 338.) In Uebereinstimmung mit Wolf weist auch Sanders (Wörterbuch der deutschen Sprache, Leipzig 1860) in der Ableitung des Wortes Alaaf auf das Nordische und zwar auf das Helgoländische „Mit Gott alleft" und auf das Englische aloft, hoch, oben, über, vom Stamme lift, heben. Sanders übersetzt Alaaf mit hoch, hoch auf und läßt es Anwendung finden bei Trinksprüchen namentlich am Rhein. Die gewöhnliche Form ist nach Sanders: Alaaf Colonia, also: Hoch Köln. Hönig weist ebenfalls auf das Englische aloft hin. Er führt Alaaf als Trinkspruch auf und übersetzt es dem Sinne nach: Es lebe Köln! Köln geachtet, gelobt, gepriesen über alles. (Wörterbuch der Kölner Mundart 1877.)

Reminiszenzen der alten Beziehungen Kölns zum Norden kommen zum Ausdruck in dem altenglischen Liede vom Tode des Königs Artus, wenn es heißt: For all of Coleyne was the blade. (Von Kölner Stahl war das Schwert.) Vergl. Thomas Percy, reliques of ancient English poetry, Ausgabe London 1895, Vers 137. Im Glossar erläutert Percy die altenglische Form Coleyne mit Cologne steel, kölnischer Stahl. Es ist nicht Zufall, wenn in der altenglischen und nordfranzösischen Heldendichtung die kölnischen Schwerter gepriesen werden. Die Kölner Zunft der Sarwörter oder Harnischmacher gehörte zu den angesehensten Zünften der mittelalterlichen Stadt, deren Erzeugnisse in der damaligen Welt einen großen Ruf hatten. Wenn nach Wolf das Alaaf der altkölnische Schlachtruf war, so mag er damals zu Ehren gekommen sein. Wie im Norden so war Köln auch im Süden angesehen. Nach einer Angabe des vormaligen Carnevalspräsidenten Em. Mosler wurden die nach Spanien ziehenden, handeltreibenden Kölnischen Schiffe in Spanien mit dem Rufe Alaba Colonia empfangen. Hiermit stimmt überein, wenn Hönig in seiner Ableitung des Alaaf auf das spanische alabar, loben, preisen, hinweist. (Wörterbuch der Köln. Sprache.) Durch den Scholaster Oliver von Köln wissen wir, daß die Kölner 1217 mit den Friesen eine Flotte ausrüsteten gegen die Sarazenen, an Portugals Küste Wunder der Tapferkeit verrichteten und 1218 bei Damiette sich auszeichneten.

Berghaus weist Alaaf der plattdeutschen Sprache zu, die Sprache der Bewohner des deutschen Flachlandes, als der Nachkommen der alten Sassen von der Maas bis zur Elbe. Nach Berghaus (Der Sprachschatz der Sassen, Brandenburg 1880, 2 Bände) ist Alaaf eine dem Kölnischen spezifische Interjection und bedeutet hoch, es lebe hoch. A. F. Wallraf, Archivar des vormaligen Kölner Domkapitels, leitet Alaaf her vom altdeutschen Laff, Lob und schreibt Allaff Cöln, was also soviel wie „alles lobt Köln" bedeuten würde. (Altdeutsches Wörterbuch vom 12.—16. Jahrh., Köln 1826.) Grimm (Wörterbuch der deutschen Sprache) hat die Form Laff für Lob nicht. Bei Grimm ist laff adjektiv und findet sich bei Ausdrücken: laffer Wein = fade, ein noch heute in Köln gebräuchlicher Ausdruck. Auch die Wallrafsche Erklärung läßt den alten Stamm und die lokale Anwendung erkennen.

In neuerer Zeit erscheint das Alaaf erst vom 18. Jahrhundert an. Hier findet es sich zunächst in dem Refrain eines alten Kölnischen Kirmeßliedes, das noch zu Ende des 18. Jahrhunderts gesungen wurde:

Hähr Uehm, Frau Möhn, et gilt à vous!
No drinkt un halt Uech brav,
De tölsche Kirmeß vivat huh,
Alaaf uns Köln! — Alaaf!

Aber auch sonst war das Alaaf dem Kölner Volksmunde geläufig. Wollte man irgend jemanden wegen einer Gefälligkeit einem Dritten gegenüber loben, dann pflegte man zu sagen: „Alaaf der Drickes, da's ene Kähl!" Hiermit sollte das Thun des Drickes gelobt werden. Diese Anwendung des Alaaf hört man jetzt wohl nicht mehr, weil im modernen Köln die alte Kölner Eigenart immer mehr schwindet. Eine ähnliche Anwendung bietet das bekannte Kirmeßlied De Noëls († 1849): Allaf de kölsche Kirmessen. Ein alter Abdruck des Liedes bei Weyden, Kölns Vorzeit, Ausgabe 1826, S. 242, erklärt das Alaaf mit „es lebe". Weyden fügt hinzu, Alaaf sei ein ganz eigentümlicher Ausdruck Kölns.

Zu seiner königlichen Anerkennung ist das Alaaf, das „tausendjährige" Lob der Stadt, i. J. 1842 gekommen in der berühmten Dombaurede des Königs Friedrich Wilhelm IV. Schon 25 Jahre vorher hatte Friedrich Wilhelm, damals noch Kronprinz, der Stadt Köln sein Alaaf zugetrunken, und zwar i. J. 1817, als ihm im Fischkaufhause einige Erfrischungen angeboten wurden. Der zu der Begrüßung des Kronprinzen zugezogene Professor Wallraf erklärte dem Kronprinzen das Alaaf mit „Alles lobt Köln", eine Erklärung, die auch Archivar Fuchs übernommen hat in seiner Topographie der Stadt Köln I. Bd. S. 323, Handschrift im Kölner Stadtarchiv. Diese Auslegung scheint auch Ernst Moritz Arndt dem Alaaf zu geben, wenn er i. J. 1839 in einem Briefe an die Kölner Karnevalsgesellschaft „All laf Köln" schreibt. Das Schreiben befindet sich im Besitze der Großen Karnevalsgesellschaft in Köln.

Mit Bezug auf die Erklärung Wallrafs vom Jahre 1817 schreibt die Köln. Ztg. vom 10. April 1887: „Diese Auslegung ist aber ganz sicher falsch, die richtige aber scheint noch nicht gefunden zu sein, während die Bedeutung etwa »hoch Köln« unzweifelhaft ist." Anknüpfend an einen Aufsatz Dr. Blumbergers über den bekannten Lobspruch Kölns: „Cöllen eyn croyn boven allen steden schoyn", der in der Monatsschrift Alaaf Köln von W. Koch erschienen war, stellt die Köln. Ztg. an derselben Stelle diesen Spruch als gleichbedeutend mit Alaaf Köln hin und deutet ihn „Allen über ist Köln".

Außerhalb Kölns ist im Siebengebirge das Sprüchwort: „Alaaf wat jungk äß, on wann et en Hungk äß" in Gebrauch, ein Sprüchwort, das die jugendliche Kraft preist, sagt Dr. Schmitz in seinen Sprüchwörtern aus dem Siebengebirge. (Rhein. Geschichtsbl. 4. Jahrg. S. 234.)

Rätselecke.

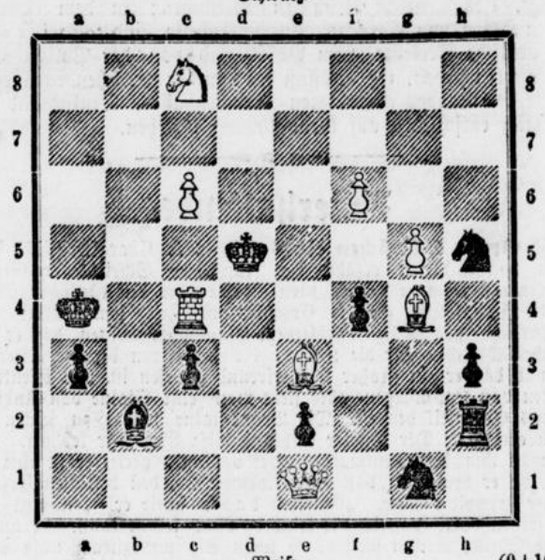
(Nachdruck und Nachbildung aller Teile untersagt.)

Zum Nachdenken.

Thu' du redlich nur das Deine,
Thu's in Schweigen und Vertrau'n.
Rüste Balken, haue Steine,
Gott der Herr wird weiter bau'n.

Um selig einst zu sterben,
Denk bei allem mir an's Ende;
Doch wollt ihr, ein Tücht'ger leben,
So erwägt und prüft den Anfang:
Denn das Ende kommt von selber.

Schachaufgabe.
Schwarz.



Weiß. (9+10)

Weiß zieht an und setzt mit dem 3. Zuge matt.

Zahlenrätsel.

1 2 3 4 5 1 6 7 8 9 10 2 5 11 9 1 unternimmt man gern zur Ferienzeit
2 9 2 5 1 4 2 O elle des thatkräftigen Handelns.
1 2 6 8 9 1 Gefühlsausdruck.
6 2 4 10 2 9 7 2 3 2 5 2 4 industrielle Anlage.
7 8 5 9 11 9 1 mahnt ab.
2 3 4 9 9 2 5 11 9 1 Trost im Alter.
1 11 10 5 11 9 Königstochter. Gestalt der deutschen Heldensage.

Altrömische Inschrift.
(Für unsere kleinen Lateiner.)

FACIT H. VERO

Tauschrätsel.

Ader, Posen, Gasse, Fessel, Reim, Leiter, Thorn, Dame, Lahn, Bier, Geige, Wette, Esche, Bitte, Gold, Onkel.

Aus jedem der vorstehenden Wörter ist durch Umtausch des ersten Buchstabens ein anderes Hauptwort zu bilden. Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter müssen im Zusammenhang eine Einrichtung der staatlichen Fürsorge für die Arbeiter benennen.

Logogriph.

Es steckt in jedem Wort
Ist deutlich stets zu hören.
Mit andrem Kopf ein Ort,
Wo Gäste viel verkehren.
Mit andrem Kopf, voll Wein
Wird dirs willkommen sein!

Bilderrätsel.



(Die Auflösung folgt nächsten Sonntag.)

Auflösungen der vorigen Sonntags-Beilage.

Skataufgabe.
Kartenverteilung:
V. a, b, eB, a10, K, D; eA; d10, D, 7.
M. dB, aA, 9, 8, 7; bA, 10, K, D, 9.
H. c10, K, D, 9, 8, 7, dA, K, 9, 8.
Skat: b8, 7.

Spiel:
1. V. eB, a7, c7 (+2). 2. V. bB, a8, e8, (+2).
3. V. aB, a9, e9 (+2). 4. V. aD, aA, c10 (−24).
5. M. bA, eK, a10 (+25). 6. V. d7, b10, d9 (−10).
7. H. eD, eA, dB (−16). 8. M. bK, dK, dD (−11).
9. M. bD, d8, d10 (−12). 10. M. b9, dA, aK (+15).

Hiernach ist der Spieler bis 46 gekommen.

Magisches Dreieck.

M
A I
R A N
I R A N
A L I C E

Zahlenquadrat.

14 13 18
19 15 11
12 17 16

Anagramm.

Delta, Ehre, Rain, Neige, Enten, Insel, Dame, Helm, Alma, Traum, Salbe, Chaos, Horst, Agnes, Reim, Ferien, Esel, Augen, Utah, Garten, Erich, Noten. — Der Neid hat scharfe Augen.

Logogriph.

Belustigung, Belästigung.

Bilderrätsel.

Alpenglühen.

Verlag und Druck von J. P. Bachem.
Verantwortlicher Redacteur: B. Reuter in Köln.